

Tropfen
aus stillen Wassern

von

Emil Quandt

Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde in Haag

Herausgegeben und verlegt

von dem

Hauptvereine für christliche Erbauungsschriften.

Berlin 1871

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort	3
1. <i>Eins</i>	4
2. <i>Die Ruhe auf der Höhe</i>	5
3. <i>Ei, du frommer und getreuer Knecht</i>	6
4. <i>Die rauschende See</i>	9
5. <i>Die andere Sonne</i>	11
6. <i>Dürfen Kinder Märchen lesen?</i>	12
7. <i>Was hast du von der Predigt behalten?</i>	13
8. <i>Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens</i>	14
9. <i>Der Streit um den Frieden</i>	15
10. <i>Ein Kinderprediger</i>	16
11. <i>Feierabend und Sonntagmorgen</i>	17
12. <i>Du hast recht geantwortet</i>	19
13. <i>Was ist Demut?</i>	21
14. <i>Das letzte Bibelbuch</i>	22
15. <i>Die Weihe der Freundschaft</i>	23
16. <i>In der Kinderstube</i>	25
17. <i>Dich predigen die Steine</i>	26
18. <i>Drei Himmel</i>	27
19. <i>Volles Genüge</i>	28
20. <i>Was aus einem werden kann</i>	29
21. <i>Eine alte Geschichte vom fröhlichen Christentum</i>	30
22. <i>Das letzte Wort des Kindes</i>	32
23. <i>Der Sonntag des Einsamen</i>	34
24. <i>Aus dem Tagebuche einer jungen Frau</i>	35
25. <i>Bethanien</i>	37

Vorwort.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwillt; und nicht nur Fischer sitzen daran, die es hinunterzieht in die dunkle Flut, dass sie halb sinkend, halb gezogen untertauchen, und es ist um sie geschehen, sondern auch Händler sitzen daran, die aus diesem bösen Wasser kannenweise, eimerweise schöpfen und es dem armen Volk verkaufen, und mancher gibt sein Geld dafür hin und mancher auch seine Seele: denn an diesem Wasser trinkt man sich den Tod.

Der Christ kennt durch Gottes Gnade ein anderes Wasser, als das wilde, schäumende Meer der Welt und der Lust der Welt. Der Christ schöpft mit Freuden aus denjenigen Wassern, von welchen Jesajas, der Prophet im Evangelistenmantel, sagt: Das Wasser zu Siloah gehet stille. Wer an diesem Wasser sitzt, den zieht es nicht hinab, sondern hinaus; denn dieses Wassers stilles, heiliges, heimeliges Rieseln weissagt von jenem Wasser, von welchem Johannes der Theologe, der Evangelist im Prophetenmantel, sagt: Er zeigte mir einen lauterer Strom des lebendigen Wassers, klar wie ein Kristall, der ging von dem Stuhl Gottes und des Lammes.

Aus diesen stillen Wassern werden den Stillen im Lande hier einige Tropfen dargeboten, zugleich mit dem Gruße segnender Liebe. Der Herr, unser Gott, durchwehe mit dem Atem aus der einigen Stille alles, was sich nach seiner Ruhe sehnt.

Haag in den Niederlanden, in den Tagen des Wartens 1871

Der Verfasser

I.

Ein's.

Wer Ein's hat, der hat alles; und ohne dieses Eine hat auch der nichts, der alles hat. Wer hat das Eine?

Da saß einmal an seinem Webstuhl im gemieteten Hinterstübchen ein fröhlicher Greis und webte, dass es eine Lust war, und sang dazu eine fromme Weise, ich weiß nicht mehr welche. Er hatte gewebt seit langen, langen Jahren; er hatte gewebt, als die jugendliche Gattin fleißig nahend ihm noch gegenüber saß, nun war sie schon lange tot, und er ging wohl Sonntags Nachmittags zu ihrem Grabe; er hatte gewebt, als die lustige, lärmende Schar der Kinder ihn umschwirrte. Die Kinder waren teils auch gestorben an andern Orten, teils nach Amerika gezogen; er webte immer noch, einsam und doch nicht verlassen, alt und grau und doch nicht traurig. Und warum sollte er auch traurig sein? Er hatte Ein's, was ein immer fröhlich Herz erhält im Mai des Lebens und im Herbst und Winter; die Stillen im Städtlein wussten das wohl, sie kamen öfters am Feierabend und am Feiertag nach der Kirche zu dem Alten, dass sein Stüblein sie nicht fassen konnte, und waren die Schüler und er der Lehrer, und ließen sich von ihm unterweisen in dem Einen.

Da saß einmal am Webstuhl der hohen Politik in seinem glänzenden Palaste ein vornehmer Staatsmann, und als eine Weberspule flogen seine Gedanken hin und her, allerlei Pläne spinnend zu des Landes Wohl und seiner Völker Wohlfahrt. Aber ich weiß nicht, wollte es dem hochgebietenden Herrn diesmal nicht recht gelingen mit seinem Gedankengewebe oder gehörte das mit zu seinem Gewebe, er stand plötzlich auf und ging in ein Kämmerlein, das hinter seinem Arbeitszimmer lag, und warf sich auf die Knie und betete. Weil er aber vergessen hatte, die Tür hinter sich zu schließen, so ist von ohngefähr Einer in das Kämmerlein geraten, ist aber sofort wieder zurückgetreten, als er den großen Politiker auf seinen Knien liegend und im Gebete ringend gesehen hat, und hat sich des Gesichts nicht wenig verwundert. Der Staatsmann aber ist bald danach aufgestanden und hat den unfreiwilligen Eindringling hinterher in seinem Arbeitszimmer empfangen, als er für diesmal mit seinem Gewebe fertig war, und hat zu dem Verwunderten lächelnd gesagt: „Wie sollte ich wohl durch das alles, was der Staat mir zu denken, zu sorgen und zu tun gibt, hindurchfinden, wenn ich das Eine nicht hätte?“

Das sind zwei Geschichten von dem Einen; vielleicht ist deine Lebensgeschichte, geneigter Leser, die dritte dazu. Der Erzähler wünscht es dir um deinetwillen von ganzem Herzen.

II.

Die Ruhe auf der Höhe.

Je höher, desto ruhiger. Das ist zweimal wahr: Denn einmal ist's schon ganz äußerlich wahr, auf den Bergen wohnt die Stille, und je höher die Berge, desto weniger hört, wer auf ihnen ruht, von dem Lärm des Tales. Und so ruhten einmal an einem schönen Sommerabend drei Christenleute auf einer weinumrankten Bergeshöhe, und tief unten im Tal lag die Stadt mit ihren brennenden Lichtern, im Hintergrunde waldige Hügel und darüber vom Himmel her grüßend der freundliche Abendstern; und es war so feierlich und so heimlich und so still, und sie beteten an und sangen wie träumend und weissagend: Es ist noch eine Ruh' vorhanden, auf, müdes Herz, und werde licht.

Je höher, desto ruhiger. Das hat aber noch eine andere, viel tiefere Wahrheit. Jene Sänger auf der Bergeshöhe hätten nimmer das Lied angestimmt von der Ruhe, die noch vorhanden ist dem Volke Gottes, wenn sie nicht noch eine andere Höhe gekannt und erstiegen hätten, als diejenige, auf welcher sie sich ausruhten von des Tages Last und Hitze. Je höher sich ein Mensch im Geist und Glauben über die Natur schwingt und das Irische dahinten lässt, desto ruhiger wird ihm das klopfende Herz, desto süßerer Friede umfängt ihm die Seele. Ach, jener alte Mann hatte lange, lange die Flügel des Glaubens hängen lassen und hatte sich bis ins weiße Haar hinein ermüdet in den Dingen dieser Erden, die sich verzehren und zu Staub und Asche werden. Daher die Unruhe seiner Seele, die sich seine Freunde gar nicht zu erklären wussten, da er doch ein so braver und ehrbarer und lieber Mann war. Aber der eine unter den Freunden, der mehr geistlichen Verstand hatte, als die andern, wunderte sich nicht über sein unruhiges Wesen, sondern betete für ihn und betete mit ihm, je mehr die Nacht, da niemand wirken kann, sich näherte, um Erkenntnis seiner Sünden und um Stärkung der Flügel des Glaubens, dass sie den Flug nach dem Hügel Golgatha wagen könnten und nach den andern Bergen, von denen uns die Hilfe kommt. Und siehe, des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist; unter dem Beten fingen die Flügel an zu rauschen und des Greises Seele eilte nach Golgatha, bedenkend unter Jesu Kreuze, was sie da zur Buße reize, und sich ermannend zu einem armen: Herr gedenk' an mich! Und der Herr, dem allemal das Herze bricht, wir kommen oder kommen nicht, gedachte sein in Gnaden und umfing den Sterbenden, wie weiland den bekehrten Schächer, mit seinem Nahesein und schenkte ihm Ruhe, süße Ruhe tief ins Herz hinein, dass sich alle wanderten, dass der so viel Sorge und Mühe sich gemacht im Leben, nun noch als Sterbender still wie Maria zu Jesu Füßen saß.

Auf den Höhen des Glaubens lebt und webt die wonnesame Seelenruhe; glücklich, wer sie wenigstens im Sterben noch findet, unendlich glücklicher, wer sie schon im Leben gefunden hat als einen Vorgeschmack und als ein Angeld auf die Ruhe, die auf himmlischen Höhen aller selig Vollendeten wartet.

III.

Hi, du frommer und getreuer Knecht.

Her ist jetzt schon im Lande der Toten, die da ewig leben, im schönen Paradies, der teure Missionar, dem Gott das Missionieren verwehrte, damit er in seiner Heimat ihm ein paar Monate hindurch als Matrosen-Prediger diene. Es war seines Herzens glühende Sehnsucht gewesen, den blinden Heiden im fernen Osten die frohe Botschaft von Christo zu verkündigen; aber erst als Mann konnte er in die Heidenwelt hinausziehen, zu der es ihn schon in seinen Jünglingsjahren so mächtig gezogen; und als er nach gefährlicher Seefahrt in Indien angekommen war, ergriff ihn die indische Krankheit, noch ehe er der fremden Sprache mächtig war; die Ärzte schickten ihn nach Europa ins Vaterland zurück, und hier hat er denn dem Herrn noch ein paar Monate als Evangelist unter den Schiffsleuten gedient, dann ist er ins ewige Vaterland gegangen.

Er erzählt uns in seinem hinterlassenen Tagebuch, wie er gezittert hat, als er das ihm aufgetragene Amt, unter dem Schiffsvolk der großen Seestadt zu missionieren, antrat. „Ich ging zur Haustür hinaus, um mein Werk zu beginnen, aber wie sollte ich es angreifen? Ich sollte wohl die Schiffe besuchen, Schiffe lagen ja genug im Hafen? Ja, Schiffe genug, ich sah ihrer viele bei meinem ersten Ausgang, aber ich sah auch auf ihnen allen so viel Bewegung, so viel Geschäftigkeit mit Laden, Löschen und dgl., dass ichs zur festen Überzeugung kam: hier ist am Tage für mich kein Platz. Ich lief den ganzen Tag umher und lief mich müde, und ich fühlte am Abend nur allzu schmerzlich, dass ich nicht zu viel gesagt hatte, als ich sagte: Ich habe zu diesem Werke nicht den nötigen Mut.“ Nach Verlauf von zehn Monaten aber konnte er schreiben: „Der Herr hat über Bitten und Verstehn geholfen; was ich seufzend begann, konnte ich mit Freudigkeit fortsetzen.“ 320 Schiffer hatte er besucht, meist in ihren Quartieren in der Stadt, und wie er sie besucht hatte, davon mag die Beschreibung eines seiner Besuche zeugen, die wir mit seinen eignen Worten geben:

Ich klopfe an; man muss auch die Armen ehren und nicht unangemeldet zu ihnen eindringen. Herein! Der Mann ist zu Hause; er ist ein Seemann, er näht gerade einen Segellappen mit einem andern zusammen. „Guten Morgen, mein Freund, wie geht es?“ Der Mann bleibt sitzen und sagt: „Gut, aber was wollen Sie?“ – „O ich will nur Gutes, ich bin ein Freund der Seeleute und komme daher auch zu Ihnen, das finden Sie doch gut, nicht wahr? Es kommen ja sonst zu Ihnen wohl nur Leute, die Ihnen für Ihr sauer verdientes Geld allerlei Genüsse anbieten; ich möchte Ihnen und Ihren Kameraden so gerne zu einem Genusse verhelfen, der kein Geld kostet und doch der Ihrer würdigste ist.“ Keine Antwort. „Ich sähe für mein Leben gerne, dass ihr lieben Schiffer Menschen wäret, die für etwas Anderes und Besseres lebten, als für den sündigen Genuss, den man euch anbietet, der euch in Armut stürzt und euch krank macht nach Leib und Seele, der euch alt werden lässt vor der Zeit, der euch die Ruhe und Freude des Lebens raubt.“ „O Sie sind also einer von den Frommen?“ spricht der Mann und lacht herzlich, aber es ist das weder ein Lachen der Freude, noch des Spottes. „Lassen wir das, mein Freund; Sie sind so gut wie ich, ja noch besser als ich überzeugt, dass ich die Wahrheit spreche und dass Sie durch Ihr Lachen sich nur selber zwingen wollen, nicht nach mir zu hören. Aber ich

interessiere mich für Sie, hören Sie nur auf mich, Sie wissen ja doch, dass Ihr Leben für etwas Anders, für etwas Höheres da ist.“ „Und ich sage Ihnen, dass ich mit allem, was Sie da reden, nichts zu tun habe.“ „Zu tun haben Sie da doch mit; etwas Anderes ist es, dass Sie damit nichts zu tun haben wollen.“ „Und ich sage Ihnen (hier folgt eine Flut von Flüchen), dass ich all’ Ihr Schwatzen nicht nötig habe, und ich bitte Sie abzugehen, oder ich werde Ihnen den Weg weisen!“ „Das ist nicht nötig, ich werde gehn, aber wissen Sie auch, warum Sie mich wegschicken?“ „Sicherlich . . . , weil ich Ihre Dummheiten nicht hören will.“ „Nein, das sagen Sie; aber ich will Ihnen den wahren Grund sagen: Sie fürchten sich vor mir!“ Da sprang der Mann auf. „Ich Sie fürchten!? Mensch, nehmen Sie sich in Acht, ich zerreiße Sie wie Senf zwischen meinen Fingern.“ – dabei stand er mit erhobener Hand da, den Daumen mit den Fingern reibend. „Nun ja, wenn Sie Ihre Hände zu Hilfe rufen, dann werde ich die meinigen zurückziehen, und das war mir auch vorher schon geraten worden; und doch, lieber Freund, Sie fürchten sich vor mir, und ich will es Ihnen noch ganz kurz erklären. Da in Ihrem Herzen, da schläft in Ihnen Einer; es hat Sie vielleicht viel Mühe gekostet, den Mann da drinnen in Schlaf zu wiegen. So lange er schläft, sind Sie ruhig und tun, was Sie wollen, aber nun komme ich als ein Wecker, der den schlafenden Freund in seiner Ruhe stört, und weil Sie vor seinem Erwachen bange sind, so möchten Sie mich lieber wegfluchen oder hinauswerfen, als das zulassen. Das ist die Sache.“ „Und wenn das auch so wäre, so würde ich es Ihnen doch nicht sagen.“ „Das ist auch nicht nötig; ich sage es Ihnen, damit Sie’s wissen sollen.“ „Nun, mir ist es egal, ob Sie gehen oder bleiben, meinewegen reden Sie immer weiter, dann werden Sie ja sehn, ob ich mich fürchte.“ „Nein, ich habe jetzt ausgeredet und gehe, Adieu.“ – „Nach Verlauf von einigen Tagen besuchte ich diesen Mann zum zweiten Mal. „So,“ sagte er bei meinem Eintritt, „sind Sie schon wieder da?“ „Nun freilich, ich habe Ihnen ja gesagt, dass ich ein Freund der Seeleute bin, warum sollte ich denn gerade Ihnen vorbei gehn? Doch sagen Sie einmal, wie lange sind Sie eigentlich schon an Land?“ „So gegen vier Wochen.“ „So, wo war die Reise hingegangen?“ Und nun sprach ich mit ihm über nichts anders, als über die See, über das Schiff, über Indien u.s.w. Ich erzählte ihm von meinen eignen Erlebnissen auf der See, und nach einer halben Stunde wollte ich mich verabschieden, als er mich sehr nüchtern fragte: „Haben Sie mir nichts anderes zu sagen, ich dachte, Sie kämen, um über ganz andere Sachen mit mir zu reden!“ „Ja, wie stehen wir denn beide mit einander? Das vorige Mal habe ich über ganz andere Sachen mit Ihnen geredet und . . . , sie gefielen Ihnen nicht. Jetzt, da ich vorbei komme, denke ich: hier wohnt auch noch ein Freund, aber mit dem muss ich über andre Gegenstände sprechen. Und da ich das nun tue, ist es auch nicht recht wenn ich nun wieder vorbei komme, komme ich natürlich noch einmal heran, wir wollen die Freundschaft festhalten, aber dann müssen Sie mir sagen, worüber ich dann reden soll, denn wahrlich, ich weiß es nun nicht mehr.“ „Nun ja, mein werter Herr, ich hab’ das in der vergangenen Woche wohl gesagt, aber es ist doch wohl gut, wenn der Mensch auch einmal über andre Dinge nachdenkt!“ „Ei so, nun werden wir beide zurecht kommen, aber jetzt muss ich nun doch gehen. Auf Wiedersehn.“ Nach einigen Tagen besuchte ich ihn noch einmal und wieder einmal, und es wurde noch viel gesprochen und mit Teilnahme angehört. O wenn viele, die sich mit Betonung Christen nennen, einmal etwas weniger stolz redeten und nicht so leicht sich verletzen ließen und etwas mehr wahrhaftigen, durch die Liebe tätigen Glauben in der Welt bewiesen, wie anders würde unsere Gesellschaft aussehen, wie würden so manche, die jetzt für unbekehrbar gelten, für das Reich Gottes gewonnen werden. Der Mann, den ich besucht hatte, war wieder zu Schiff gegangen, ohne dass ich es wusste; unter dem Gedränge der Einschiffung hatte er vergessen, von mir Abschied zu nehmen. Er war schon in einem benachbarten Hafen, als er sich darin erinnert. Er hat keine Ruhe; mit vieler Mühe, erwirkt

er sich noch für einen Abend und eine Nacht Urlaub, er kommt zu mir, von Schweiß triefend und fast atemlos. „Mein bester Herr,“ sagte er, „ich hatte vergessen, Abschied von Ihnen zu nehmen, nehmen Sie es mir nicht übel, und das durfte doch nicht sein. Darum bin ich noch eben zurückgekehrt.“ „O, aber warum denn, dass hätte ich sicher bald vergeben.“ „Ja, aber das durfte doch nicht sein.“ „Und kommen Sie denn nun auch noch zur rechten Zeit wieder an Bord?“ „O dass ist nichts, ich laufe sogleich wieder los in die Nacht hinein, dann komme ich noch zeitig genug.“

Der Schiffer weilt nun irgendwo auf dem Weltmeer oder in Indien; der, von dem er damals Abschied nahm, weilt nun droben. Aber der Schiffer wandert nun auch den Weg nach oben.

IV.

Die rauschende See.

Rauschende See! Wogendes, wallendes Meer! Wie atmest du das Menschenkind so morgenfrisch, so lebenskräftig an! Wie tönt das alte und doch immer neue Lied deiner Wellen, so Erinnerungsvoll, so ahnungsreich ins Menschenherz hinein! Wie groß, wie schön bist du, rauschendes Meer.

Die Heiligen Gottes lieben dich, wogende, wallende See. Als Paulus von Troas aufbrach, wo er gepredigt und den Jüngling, der während seiner Predigt aus dem Fenster gefallen war, aus dem Tode ins Leben zurückgerufen hatte, ließ er seine Gefährten auf dem Schiffe gen Assus voranfahren, er selbst aber, um sich betauen zu lassen mit neuer Kraft, wanderte den Weg nach Assus allein am Strande des Meeres dahin, umhaucht von deinem Atem, rauschendes Meer, umsungen und umklungen von deinen Liedern, wogende See.

Die Heiligen Gottes lieben dich, wallendes Meer, und weil sie dich lieben, so trauern sie, dass in unsern Tagen so viele Gäste, die in deinen Wellen Heilung ihres siechen Leibes suchen, deinen reinen Strand entweihen mit mancherlei Unreinheit der staubumwirbelten Städte. Ach, jener Bußprediger hatte wohl Recht, da er einst am Meeresstrande vor einer großen Versammlung dörflicher Fischer und großstädtischer Badegäste eine Predigt hielt über das allererste Bibelwort: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ und den Badegästen ins Gewissen schob, dass sie zum Dank für die leibliche Erfrischung, die sie aus dem Elemente der Fischer sich holten, den Fischern das Element der sündlichen Lust mitbrächten durch ihre See-Konzerte und See-Bälle und sonstigen See-Vergnügungen. Könnt ihr durchaus nicht leben ohne Opernmusik und Ballscherze, so treibt das im Lande, aber entweicht nicht noch den stillen Strand durch eure laute Lust!

Die Heiligen Gottes lieben dich, unermessliche, nimmer versiegende See. Und wenn die Mühe und Arbeit des Lebens auch ihnen die Glieder ermattet und die Seele abspannt dann eilen auch sie gerne an den Strand des Meeres, dass ihnen das Meer die Glieder erfrische und die Seele stähle. Da trifft es sich wohl oft, dass am Strande Kinder Gottes verschiedener Zungen sich begegnen, die so gern mit dem murmelnden Meere zusammen dem Herrn ein Loblied singen und können's doch nicht zusammen tun, da es in unsern geringen Tagen nicht mehr ist wie am Tage der Pfingsten, sondern vielmehr wie am Tage, wo der babylonische Turm einstürzte und keiner des andern Sprache verstand. Drei Männer, die den Heiland liebten, hatten sich so getroffen am Meer und wanderten am Strande dahin und nur einer war ein Deutscher, der andre war ein Niederländer und der dritte war weither gekommen, aus dem Kaplande Afrika's. Sie konnten wohl zur Notdurft mit einander reden von dem Helfer in aller Not, aber mit dem gemeinschaftlichen Singen wollte es lange nicht gehn. Schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange zu und die abendlichen Schatten wurden länger, da stimmte der aus Afrika an: „Müde bin ich, geh' zur Ruh, schließe beide Äuglein zu, Vater, lass die Augen dein über meinem Bette sein;“ dies Kinderlied war das einzige deutsche Lied, das er konnte, und der andere kannte es auch und sang mit, und der Deutsche sang es erst recht mit und die Wellen im Meer sie

sangen es auch mit, feierlich rauschend im milden Abendrot. Rauschende See! Wogendes, wallendes Meer!

V.

Die andere Sonne.

Ein blinder Mann, ein armer Mann. Ach ja wohl, es ist eine bittere Armut, wenn die goldene Sonne am Himmel prangt und das Auge schaut's nicht mehr, weil es überfallen ist von der dunklen Nacht. „Wo bist du Sonne geblieben? die Nacht hat dich vertrieben, die Nacht des Tages Feind“ – o es singt sich das für sehende Leute so leicht hin als Abendlied, aber wer das singen und sagen muss auch am hellen Mittag als Lebenslied, der singt's mit tiefem, tiefem Ernst und mit tiefer, tiefer Wehmut. Denn das ist die größte Plage, wenn am Tage man das Licht nicht sehen kann.

Und doch auch ein blinder Mann kann ein sehr reicher Mann sein. Er ist ein reicher Mann, wenn er nicht mit den Lippen nur, sondern aus dem Grunde des Herzens bei Tag und bei Nacht weiter singen kann: „Fahr' hin, die andere Sonne, mein Jesus, meine Wonne, gar hell in meinem Herzen scheint!“ Unaussprechliches Elend, wenn Einer weder die Sonne der Natur, noch die Sonne der Gnade schaut. Unaussprechliche Tröstung, wenn Einer, der den Himmel draußen mit seinem goldenen Sonnenschein nicht schaut, den Himmel drinnen hat mit dem Morgenglanz der Ewigkeit.

Sie trugen den Himmel beide im Herzen, die zwei blinden Männer, die sich auf dem Hofe eines Blindeninstituts zum ersten Male nicht sahen, ach sie konnten sich ja nicht sehen, aber trafen. Sie hatten beide, obwohl sie verschiedenen Nationen angehörten, schon viel von einander gehört, denn jeder von ihnen leitete daheim unter seinem Volk eine fromme und weithin bekannte Anstalt für Blinde. Nun trafen sie sich am dritten Orte in dem Vorhof eines fremden, von Sehenden geleiteten Blindenhauses. Als man sie einander vorstellte, spielte um ihrer beider Lippen das Lächeln der Freude; aber als sie nun ihrer Freude Ausdruck geben wollten, da fand sich's, dass keiner des andern Sprache verstand.

Die sehenden Leute, die diese Begegnung mit ansahen, murmelten seufzend: „Wie arm! Wie arm! Sie können einander nicht sehen, und nun können sie auch nicht einmal mit einander sprechen!“ Eine mitleidige Seele, die beider Sprachen kundig war, wollte sich ihnen schon zum Dolmetscher anbieten. Aber noch ehe das geschah, ergriff der eine blinde Mann die Hand des andern blinden Mannes und führte sie an sein Herz; darauf fasste der andre seines blinden Bruders Hand und führte sie in die Höhe. Dann umarmten sie sich und küssten sich und waren zusammen sehr glücklich. Sie hatten sich nun gesehen ohne Augen, sie hatten sich nun gesprochen ohne Worte, sie hatten sich sehr gut verstanden als die Unbekannten und doch bekannt im gemeinschaftlichen Glauben an das große wahrhaftige Licht, das blinde Sünder sehend macht.

Schön ist die goldene Sonne des Himmels, aber tausendmal schöner noch ist „die andere Sonne, mein Jesus meine Wonne,“ und wem diese andere Sonne im Herzen scheint, der ist sehend, ob er gleich blind ist, und reich, unendlich reich, ob er gleich arm ist. Ein frommer Mann, ein reicher Mann.

VI.

Dürfen Kinder Märchen lesen?

Dürfen Kinder Märchen lesen? Wenn die Eltern von dieser Welt sind, wird ihnen diese Frage sehr müßig oder sehr sonderbar erscheinen; aber wenn die Eltern Bürger des Reiches sind, das nicht von dieser Welt ist, dann ist ihnen das weder eine müßige, noch eine sonderbare Frage, sondern sie nehmen es, damit gar wichtig und ernst. Denn wenn die Kinderzeit und die Märchenzeit vorüber ist und die Kinder nun so klug geworden sind, dass sie nichts mehr glauben von Rübezahl und Frau Holle und Schneewittchen, dann könnten sie am Ende auch so töricht werden, dass sie auch zweifeln an den Geschichten von Adam und Eva und Abraham und Joseph und David und dem Davidssohne. Mancher fürchtet das und hütet deswegen seine Kinder vor den Märchen als wären es kleine Schlangen, die nicht in das Paradies der Kindheit gehörten.

Aber das Söhnlein, das ich im Sinne habe, durfte Märchen lesen, obwohl seine Eltern dem bewussten Reiche angehörten. Zuerst freilich war es in die Geschichten der lieben Bibel eingeführt worden und hatte seine heißen Tränen geweint, als Joseph sich seinen Brüdern zu erkennen gab, und noch heißere, als der himmlische Joseph von seinen Brüdern ans Kreuz geschlagen wurde. Aber dann hatte der Knabe auch die Märchenwelt kennen gelernt und über dem Grimmschen Büchlein nicht minder emsig gesessen, als über den biblischen Geschichten, so emsig, dass er öfters gar nicht gemerkt hatte, dass noch andre Leute im Zimmer waren außer dem kleinen vertieften Leser, und hatte gelacht, so kindlich fröhlich gelacht über Rübezahls Siebenmeilenstiefeln, die ihm doch nichts halfen, und über den Pechregen, der über das faule Mädchen kam statt des erwarteten Goldregens.

An einem schönen Sonntagabend nun saß der Vater an seinem Tisch und las in der Schrift und das Söhnlein saß nicht weit davon und las auch in der Schrift. Aber das Söhnlein war eher fertig, als der Vater; und als dieser nach einer Weile aussah, bemerkte er, dass der Knabe sehr ernst und fast traurig dasaß. „Warum liest du nicht mehr?“ fragte der Vater. „O lieber Vater,“ war die Antwort, „was heißt das nur: Verworfen!?“ – „Du hast sicherlich die Geschichte vom König Saul gelesen,“ entgegnete der Vater, „Gott hat Saul verworfen, das heißt, er hat ihm seine Gnade entzogen, weil er ein so verstockter Sünder war!“ Der Knabe war still, der Vater las für sich weiter.

„Weißt du, Vater,“ sagte das Söhnlein plötzlich, nach einer ganzen Weile, „weißt du, die Bibel ist doch sehr heilig!“ „Das ist sie, mein Kind, aber wie kommst du darauf?“ „O,“ sagte der Knabe, „ich meine nur, die Märchen sind von den Menschen geschrieben, damit wir Kinder lachen sollen, aber die Bibel hat uns der liebe Gott gegeben, und darin ist vieles für uns zum Weinen!“ Da las der Vater seinerseits auch nicht mehr weiter, sondern redete mit dem Kinde noch dies und das über die heilige Bibel, bis der Sandmann kam und streute einige Sandkörnlein auf des Kindes Augen, dass sie ihm schwer wurden und es einschlummerte. Zuvor aber hat das Kind noch die Hände gefaltet und gebetet: Breit' aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude, und nimm dein Kindlein ein!

VII.

Was hast du von der Predigt behalten?

Was hast du von der Predigt behalten? Das ist eine Frage, auf welche nicht nur unsre Kinder oft die Antwort schuldig bleiben, sondern auch viele, die keine Kinder mehr sind und doch sind wie die Kinder. Aber die Großen, die auf diese Frage die Antwort schuldig bleiben, können dabei schuldig oder unschuldig sein; sie sind schuldig, wie unachtsame Kinder, wenn sie die Predigt zu einem Ohr hinein und zum andern hinaus gehen lassen; sie sind unschuldig wie liebe, einfältige Kinder, wenn die Predigt für sie ist, was klares Wasser für die Wolle ist, die Wolle behält das Wasser nicht, mit welchem sie begossen wird, aber sie wird dadurch reiner.

Jedenfalls aber ist's doch zu beklagen, wenn man nichts von einer Predigt behält. Jener alte Vater in Christo freilich meinte das anders; wenn man ihn am Montag fragte, was er am Sonntag gehört habe, so sagte er entweder: „Meine Seele hat gestern etwas Leckeres gegessen“ oder er sagte: „Meine Seele hat gestern magere Kost gehabt,“ immer aber setzte er hinzu: „für die Speisekarte habe ich einmal kein Gedächtnis!“ Und man konnte ihm seine Rede nicht übel nehmen; denn wäre man ihm aus der Schrift mit „dem vergesslichen Hörer“ gekommen, dann hätte er, der in der Schrift nicht wenig bewandert war trotz seines schlechten Gedächtnisses, sicherlich nicht verfehlt zu entgegnen, dass der biblische Gegensatz vom vergesslichen Hören des Wortes nicht das Auswendiglernen des Wortes, sondern das Tun des Wortes ist. Er aber war ein Täter.

Nichtsdestominder dürfte der Satz unanfechtbar sein, dass es ein Notstand ist, wenn man nichts von einer Predigt behält. Notabene, die Predigt muss gut sein, denn wenn man eine schlechte Predigt nicht behält, dass ist keine Not, sondern ein Glück. Für Diejenigen nun, die gute gläubige Predigten zu hören gewürdigt sind und doch nicht recht etwas behalten können, dürfte das Mittel probat sein, dessen sich ein anderer Vater in Christo bediente. Ich höre ihn noch, wie er nach einer trefflichen Missionspredigt Stub' auf Stub' ab ging und das letzte Verslein, das in der Predigt vorgekommen, immer laut vor sich hersagte: Wollt ihr Posaunen der Gnade sein, so räumt euch der Gnade erst selber ein! „So mache ich es immer,“ sagte der liebe Mann; „die ganze Predigt kann ich nie behalten, so suche ich mir wenigstens von jeder Predigt ein oder das andere kräftige Wörtlein unvergesslich einzuprägen.“ Er hat's aber schon lange nicht mehr nötig, er ist schon droben, wo sich alles von selber einprägt für Ewigkeiten.

Ach wenn man nur Eines, Eines behält, dass man's im letzten Stündlein stammeln kann wie ein Kindlein, dann ist's ja auch schon genug, und auf dies Eine laufen doch alle gläubigen Predigten hinaus: Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit kann ich vor Gott bestehn, wenn Ich zum Himmel werd' eingehn.

VIII.

Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens.

Er hatte einen erblindeten Vater und einen mit der Fallsucht behafteten Bruder, sonst hatte er niemand auf der Welt, mit dem ihn Blut oder Freundschaft verbunden hätte. Er ernährte sich selbst und den Vater und den Bruder mit Stundengeben, aber allzu viel Stunden konnte er nicht geben, denn er trug die Schwindsucht mit sich umher.

In den Häusern, in welchen er unterrichtete, war er gern gesehn; denn er war nicht nur tüchtig und hatte viel gelernt und wusste wohl zu lehren, sondern er hatte auch eine gar freundliche, bescheidene und sanfte Art des Auftretens und des Umgangs. Auch in dem Häuslein der Hintergasse, in welchem er seine Mietswohnung hatte, war er bei Wirtsleuten und Mietsgenossen wertgehalten; und wenn er vom Stundengeben heimkehrend die Treppe zu seinem Stüblein hinaufstieg und sich dann oben erschöpft und nach Luft ringend auf einem Stuhl niederließ, dann hielt die Frau Wirtin in der Regel schon eine Tasse Kaffee oder sonst etwas bereit für den armen jungen Mann zu seiner Labung und Stärkung.

Er hatte aber noch eine andere Labung und Stärkung. Im Gebet mit dem Herrn, seinem Gott, zu reden und aus der heiligen Schrift den Herrn, seinen Gott, mit sich reden zu lassen, das war ihm die allerschönste Labung unter der Last und Hitze seines kummervollen Lebens, das stärkte ihm seine Seele, wie geschrieben steht im schönsten der Psalmen: Und ob ich wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn Du bist bei mir; Dein Stecken und Stab trösten mich.

Doch sein Leibesleben wurde immer siecher und hilfloser und die Zahl der Stunden, die er gab, immer kleiner und kleiner. Indessen verdiente er immer gerade so viel, als er zu des Leibes Nahrung und Notdurft brauchte, zumal sein Vater und sein Bruder bald hinter einander von ihren Leiden erlöst worden waren. Er sehnte sich auch nach Erlösung, aus seinem kleinen Kämmerlein heraus nach dem großen, freien, schönen Himmelslande, wo es keine Schwindsucht gibt, wo man auch keine Stunden mehr geben darf, denn alle Stunden und Zeiten sind dort verschlungen von der seligen Ewigkeit.

Als er einmal an seine freundliche Wirtin die letzte Miete berichtet hatte, ging er hinein in seine Kammer und ging nicht wieder heraus, sondern die Wirtin und die Andern haben ihn gefunden, vor dem Bette kniend, das Haupt auf's Kissen vorne über gebeugt, und vor ihm lag das neue Testament aufgeschlagen, das siebzehnte Kapitel des Evangeliums Johannis: „Vater, ich will, dass, wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast, dass sie meine Herrlichkeit sehen, die Du mir gegeben hast,“ das hatte er zuletzt gelesen, und so war er eingeschlafen, entschlafen. Er ist nun tot, sagten die Leute; aber ich meine, nun ist das rechte Leben für ihn erst angegangen.

IX.

Der Streit um den Frieden.

Es saßen in einem Eisenbahnwagen einmal lauter Leute zusammen, die mit Luther sagen konnten: Domini sumus d. i. wir sind des Herrn. Während das schnaubende Dampfross mit dem Wagen blitzschnell von Station zu Station dahinflog, redeten sie mit einander von allerlei Dingen, die der Rede sehr wert sind, von denen für gewöhnlich aber auf der Eisenbahn nicht viel geredet wird. Sie redeten nämlich von Christo und seinem Reiche, und das sind ja die allerwichtigsten Dinge; aber die Meisten meinen, dass man davon nur in der Kirche sprechen müsse; die Leute in dem Coupe aber waren gar anderer Meinung und redeten davon im Waggon. Das kam eben daher, weil sie „des Herrn“ waren.

Weil nun Christi Reich, ein Reich des Friedens ist, so kam in dem Eisenbahnwagen die Rede sehr bald auch auf den Frieden. Als aber Einer behauptete, es sei eins der traurigsten Zeichen vom Verfall des Christentums in unsern Tagen, dass noch heute so blutige Kriege zwischen Christenvölkern geführt würden wie der von 1866 und zuvor der amerikanische Krieg, da entgegnete ein Anderer, dafür, dass noch Kriege in der Welt seien, könne das Christentum nicht verantwortlich gemacht werden, denn auch Christen seien Sünder, und so lange es Sünde auf der Welt gebe, werde es auch Krieg auf Erden geben. Da spaltete sich denn die ganze Reisegesellschaft in zwei Parteien, die hart an einander kamen, wie weiland Paulus und Barnabas, und von denen die Einen bei dem Satze beharrten, dass alles kriegerische Streiten wider die Liebe sei, während die Andern dabei beharrten, dass eine Liebe die unter gegebenen Umständen nicht auch streiten und kämpfen könne, gar nicht die rechte Liebe sei, wogegen die Ersten geltend machten Christus habe nicht gekämpft, sondern gesagt: Stecke dein Schwert in die Scheide; worauf die Andern nicht schuldig blieben einzuwenden, dass Christus auch gesagt habe: Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen. Und also wurde es eine gar stürmische Wechselrede, und die für Abschaffung des Krieges den christlichen Staaten kämpften, waren die feurigsten Streiter.

Da hat denn endlich Einer von ihnen gesagt: Wenn hier bei uns im Wasserglase schon ein so großer Sturm ist, wie wollen wir den Stürmen wehren in der großen Welt? Wenn wir, die wir „des Herrn“ sind, den Streit nicht vermeiden können, wie soll der Streit vermieden werden unter Fürsten und Völkern, die trotz des Christennamens nur zu einem kleinen Teile wahrhaft „des Herrn“ sind? Wohl ist Christi Reich der Friede, aber das ist der inwendige Friede; der auswendige Friede ist der neuen Erde vorbehalten. – Da sannnen sie noch ein wenig und reichten sich dann die Hände zum Frieden und sangen, während der Pfiff der Lokomotive die letzte Station ankündigte: die wir uns allhier zusammen finden, schlagen unsre Hände ein, uns auf deine Marter zu verbinden, dir auf ewig treu zu sein. Und zum Zeichen, dass dies Lobgetöne deinem Herzen angenehm und schön, sagen Amen und zugleich: Friede, Friede sei mit euch.

In Frieden stiegen sie aus und in Frieden schieden sie von einander. Das kam daher, weil sie „des Herrn“ waren.

X.

Ein Kinderprediger.

Es war um die Zeit, wo das alte Jahr noch nicht zu Ende ist und doch schon ein neues Jahr seinen Anfang genommen hat, nämlich ein neues Kirchenjahr, um die Zeit, wo raue Winterstürme über die öden Fluren hinbrausen, aber immer im Heiligtum die Gemeinde ihrem Herrn Palmen und grüne Zweige streut. Da saß im Schulzimmer eines ländlichen Pächterhauses das älteste Söhnlein und lauschte der Lehre seines Hauslehrers, der ihm den adventlichen Einzug des Hochgelobten in seine Stadt Jerusalem vor die Augen malte.

Der Hauslehrer war kein ganz junger Lehrer mehr. Er machte das Hauslehrerleben schon zum zweiten Male durch. Nachdem er es zum ersten Mal durchgemacht hatte, war er Prediger geworden und hatte sich seinem Predigtamte mit jauchzendem Gemüte hingegeben. Aber nur ein paar Jahr hatte ihm der Herr verstattet, den ehrenden Talar zu tragen; er musste bald aus dem Amte, das die Versöhnung predigt, ausscheiden, weil er eine unheilbare Halskrankheit sich zuzog, die ihm alles laute und feierliche Sprechen unmöglich machte. So hatte er denn den Hirtenstab, den er einst mit Wonne ergriffen, traurig wieder niedergelegt, und war um des Leibes Nahrung und Notdurft willen wieder Hauslehrer geworden und saß nun bei seinem kleinen Schüler, ihm die Adventsgeschichte zu erzählen.

Ach, er hätte diese herrliche Geschichte ja lieber gepredigt im Hause des Herrn vor der feiernden Gemeinde, wie früher. Nun konnte er sie nur einem unmündigen Kinde erzählen. Und er erzählte sie, nicht fröhlich, wie man Adventsgeschichten erzählen muss, sondern fast wehmütig; doch überwand endlich der heilige Geist, der in der Geschichte ist, den traurigen Geist, der in ihm war, und er konnte das: „Hosianna dem Sohne Davids; gelobet sei der da kommt in dem Namen des Herrn; Hosianna in der Höhe!“ so fröhlich und so feierlich sagen, als wenn er noch auf der Kanzel stände. Kaum aber hatte er das so gesagt, als sich des Knaben Wangen röteten, und seine Augen leuchteten, und er faltete die Hände und rief aus: „Ach wie schön, wie schön ist das! So etwas kann doch nur in der Bibel stehen! Ach, das müssen Sie mir noch einmal sagen: Hosianna . . .?“ – „Hosianna dem Sohne Davids,“ sagte der Lehrer und seine Seele jauchzte; „gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn; Hosianna in der Höhe!“ Er hatte dabei auch die Hände gefaltet und seine Wangen hatten sich dabei auch gerötet und seine Augen leuchteten auch; und es war in dem kleinen Schulstüblein bei den Zweien so feierlich-adventlich, wie es nur immer in einer großen Kirche bei Tausenden sein kann.

Wenn es ein köstliches Ding ist um die Andacht einer betenden Gemeinde, die dem Wort der Predigt stille hält, so ist es doch ein nicht minder köstliches Ding um den allerersten, frischen Eindruck des Wortes Gottes auf ein kindliches Gemüt. Und es ist im mindesten nicht eine Herabsetzung, wenn Gott Einen aus der Mitte der großen Leute wegnimmt und mit dem Evangelio zu den Kindern schickt. Es gibt Freuden der Kinderprediger, die zu den allerreinsten und allerzartesten Freuden unter dieser Sonne gehören.

XI.

Feierabend und Sonntagmorgen.

Es ist etwas Schönes um den Feierabend, aber es gehört ein feierliches Herz dazu. Wie aber soll man ein feierliches Herz haben, wenn man den Tag über durch tausend Sorgen und Mühen gegangen ist und nun am Abend todmüde sich den Schweiß vom Angesicht wischt? O nun ja, der Christ könnte ja trotz alledem sich durch des Tages Hitze hindurch die Feier des Herzens retten, wenn er seine Sorgen immer auf den Herrn würfe und mitten in den Mühen seine Seufzer aufwärts schickte. Aber welcher Christ tut das immer, und bei wem ist der alte Adam ganz ertötet? Auch Christen haben öfters recht unfeierliche Feierabende.

Der hohe Herr, der am Sonnabend Abend die Hauptstadt verlassen, in welcher er sich die Woche hindurch mit den Sorgen des Regimentes geplagt hatte, und nun abgespannt in seinem Landhause saß, hatte einen solchen unfeierlichen Feierabend. Es heißt irgendwo zu Anfang eines alten Liedes: Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entflohn. Er war der Stadt entflohn, aber wunderselig war er nicht, sondern matt und missgestimmt. Da wird ihm in spätester Abendstunde noch ein Offizier gemeldet, der ihn in der Stadt nicht mehr getroffen hatte und ihm auf's Land nachgereist war; er habe ihn, so lautete die Anmeldung, in einer äußerst wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Seufzend ließ der hohe Herr den Angemeldeten eintreten. Was der Offizier vorzubringen hatte, war allerdings eine ungemein wichtige Angelegenheit, aber – doch nicht für den Staat, sondern nur für den Offizier; er trug dem hohen Herrn eine Bitte vor in einer eiligen Sache, die ihm an andern Stellen schon abgeschlagen war, die er aber nun hoffte an höchster Stelle noch erfüllt zu sehn. Allein der Inhaber dieser höchsten Stelle, angegriffen wie er war, fand es im höchsten Grade zudringlich, dass man ihm seine wohlverdiente Feierabendruhe um einer Privatangelegenheit willen störte; er wies den Bittsteller mit ziemlich dünnen Worten ab, und dieser fuhr entmutigt zur Stadt zurück.

Kaum war er fort, als dem hohen Herrn sein christliches Gewissen sagte: So war's nicht recht; eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen! Er ließ seine Gedanken hierhin und dorthin gehn; die innere Stimme redete ihm immer dasselbe darein. Wie hatte er sich auf den erquickenden Schlaf der Nacht gefreut! Aber er schlief wenig in der Nacht, und der wenige Schlaf war sehr unerquicklich.

Der Tag des Herrn bricht an. Der hohe Herr lässt seinen Wagen vorfahren und fährt – wohin? In die Kirche? Nein, dazu ist's noch zu früh. Er fährt in die Stadt, hält vor dem Hause des Offiziers, eilt zu demselben ins Zimmer und spricht zu dem Erstaunten: „Verzeihen Sie mir! ich habe gestern Abend unrecht gegen Sie gehandelt; Ihre Bitte ist erfüllt!“ Dann hat der hohe Herr Sonntag gefeiert, einen wunderschönen, erquicklichen Feiertag gehabt.

Dass sie von Fehlern übereilet werden, das passiert allen Christen, sonderlich wenn ihre Nerven unter schweren Tageslasten gelitten haben; aber dass sie ihre Fehler bald hinterher erkennen und – bekennen, auch vor den Menschen bekennen, gegen die sie gefehlt haben, das soll leider nicht allen Christen passieren, sondern viele sollen meinen,

dass Nervenabspannung alles Mögliche erlaube und alles Mögliche entschuldige. Aber eure verstimmtten Nerven werden euch am Tage des Gerichts nicht entschuldigen. Wer einmal einen letzten seligen Feierabend und einen ewigen Feiertag haben will, der muss auch für unfeierliche und verdrießliche Stimmungen rechtschaffene Buße tun.

XII.

Du hast recht geantwortet.

Fragen ist ein Kinderspiel, aber Antworten ist eine Kunst, sonderlich das Antworten der Kinder Gottes auf Fragen der Kinder dieser Welt. Der Meister in dieser Kunst ist unser Heiland; zu ihm muss man in die Schule gehn, wenn man das feine und rechte Antworten lernen will. Man lese nur einmal die vier Evangelien allein zu dem Zwecke durch, sich an dem Bilde des antwortenden Heilandes zu erbauen, und man wird erstaunen, wie großartig, weise und treffend der Herr immer antwortet, sowohl wenn er auf eine Frage deutlichen Bescheid gibt, als auch wenn er auf eine Frage eine Gegenfrage tut, oder auch wenn er auf eine Frage kein Wort sagt, sondern schweigt.

Doch nicht bloß eine Kunst ist das christliche Antworten, sondern auch eine Gunst, mit der der Herr die Seinen begnadigt. „Der heilige Geist wird euch zu derselben Stunde lehren, was ihr sagen sollt.“

Von dieser Kunst und Gunst war jener Christ erfüllt, dem einst ein Weltkind arg zusetzte im Disputieren über unsern allerheiligsten Glauben. „Wie kann man doch nur glauben,“ rief das Weltkind mit gesteigerter Heftigkeit aus, „dass man durch das Blut des Gekreuzigten Vergebung der Sünden erlangen kann? Ist das nicht eine Torheit?!“ – „Gewiss,“ antwortete der Gefragte „das steht sogar wörtlich in der Bibel, das lehrt Paulus auch!“ „Sie belieben zu scherzen,“ sagte der Ungläubige, „Paulus und ich, wir stimmen doch sicherlich nicht überein.“ „Doch,“ sagte der Gläubige, „ich rede im tiefen Ernst, nehmen Sie nur diese Bibel, sehen Sie hier die Stelle 1. Korinther 1,18, bitte, lesen Sie die Worte nur!“ Ungläubig nahm der Ungläubige das heilige Buch in die Hand und las: „Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden ist es eine Gotteskraft.“ Der Mann brach das Gespräch ab, er war erschütterter, als er sich's merken lassen wollte. Er hat hinterher sehr eifrig in der Bibel gelesen, erst heimlich, dann ohne Scham; und bald ist ihm das Wort vom Kreuz keine Torheit mehr gewesen. Der weise Salomo sagt: Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuss. Für den Mann, von dem wir erzählen, ist die feine Antwort des Bekenners Christi ein Kuss des ewigen Friedens gewesen.

Von der Kunst und Gunst, das rechte Wort auf unrechte Fragen bereit zu haben, war auch jener treue Zeuge des Herrn erfüllt, der in einem Eisenbahnwaggon mitten unter eine lustige Gesellschaft von Weltleuten geriet, die für den Gott in der Natur schwärmten und demselben zu Liebe nichts von dem Gotte der Offenbarung wissen wollten. „Wir brauchen keine Kirchen und keine Priester,“ so sprachen sie keck, „wir feiern unsern Sonntag draußen in Gottes sonniger, wonniger Natur. Meinen Sie nicht auch,“ so wandten sie sich fragend an den frommen Herrn in ihrer Mitte, „dass es die bessere Sonntagsfeier ist, wenn man Sonntags den lieben Gott draußen in der Natur in seinem Sonnenschein anbetet?“ Der Gefragte sah die junge Gesellschaft freundlich an und sagte: „Ja!? Wenn es nun aber regnet!?“ Da ward alles still, die kurze Gegenfrage goss den Platzregen einer großen Verlegenheit auf die Naturschwärmer, sie fragten nichts mehr und sagten nichts mehr; vielleicht hat dieser und jener über das Wort des alten Herrn des Weiteren nachgedacht.

Auch jener abgearbeitete Diener des Herrn verstand die Kunst und hatte die Gunst, der seine weiten Amtsreisen nicht mehr zu Fuße zu machen im Stande war, sondern sich dazu eines ihm geschenkten, schönen Reitpferdes bediente. Als er einmal in einen Marktflücken seines Bezirkes einritt, stand unter vielem Volk, das ihn verehrte, auch ein Spötter, der rief laut: Passt auch solch stolzes, wohlgenährtes Ross für einen Priester Christi? Der, den es anging, sagte kein Wort, sondern wies dem Volk stillschweigend seinen abgemagerten Hals und seine fleischlosen Hände. Das Volk drängte sich gerührt um ihn, der Eine half ihm vom Pferde, die Andern geleiteten ihn zur Kirche, wo der Gottesdienst angehen sollte; von dem Spötter aber, war nichts mehr zu sehn, er war beschämt von dannen geschlichen. Nicht auf jede Frage gehört eine Antwort; aber keine Antwort kann auch eine Antwort sein.

XIII.

Was ist Demut?

Dass die Demut etwas ungemein Schönes ist, das weiß ein jeder, aber was die Demut eigentlich sei, ist sehr schwer herauszubekommen. Denn die Hochmütigen können's nicht sagen, da sie nicht Erfahrung, noch Verstand davon haben; und die Demütigen können's erst recht nicht sagen, dieweil ein jeder, der von sich weiß und aussagt, dass er demütig ist, nichts weniger als demütig ist.

Aber es gibt viele Dinge in der Welt, die man nicht recht definieren kann und die doch da sind; und Gott sei Dank, es gibt auch Demut in der Welt, wenigstens in der Welt, die an den Heiland glaubt und darum nicht mehr Welt ist. Und wo man der Demut begegnet, da freut man sich so recht innerlich, trotz dem so viel Anonymes dabei ist.

Da saßen einmal als Gäste an einem Tisch ein großer Gottesgelehrter, der aus seinem Schatze viel Altes und Neues herausgegeben hatte zum Besten gemeiner Christenheit, und ein kleiner Gottesgelehrter, der alles, was jener herausgegeben hatte, mit großem Fleiß und Eifer gelesen und gelernt hatte. Nichts war natürlicher, als dass der Zweite, da er eben zum ersten Mal in seinem Leben mit dem Ersten in persönliche Berührung gekommen war, weniger der Mahlzeit des Wirtes, der sie geladen, zusprach, als vielmehr seine Lippen überfließen ließ von Worten der Bewunderung und des Dankes für den großen Segen, den er aus den Schriften des Ersten empfangen hatte. Nichts aber kam dem Ersten unnatürlicher vor, als dass ihm Einer so viel Dank für seine Bücher bezeugte, und ob er gleich sonst wenig von Wetter und Wind zu reden gewohnt war, so redete er jenem doch immer drein von dem wunderschönen Wetter, das draußen sei und dass es nicht mehr so windig sei, und was das mehr war. Als aber der Zweite trotz alledem nicht aus dem Kontext zu bringen war und immer wieder seiner Dankbarkeit Worte lieh; da wurde der Erste endlich ganz stumm, und war ihm auf dem Angesicht zu lesen, dass er im Augenblick viel drum gegeben hätte, wenn er niemals ein Buch geschrieben hätte. Man hätte schier den großen Gottesgelehrten für verlegen halten können, aber er war nur demütig.

Man braucht indes gar kein großer Gelehrter zu sein, um der Demut zu pflegen. Jenes kleine Kind hatte die Demut auch heraus, das alle Morgen im Winter den armen Vögelchen Brosamen von seinem Morgenbrot hinstreute, um ihnen das Leben zu fristen, und auf die Einrede der Mutter, das helfe nicht viel, es könne ja doch nicht allen Vögelchen den Hunger stillen, verwundert fragte: „Aber füttern denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt des Morgens die Vöglein?“

Geben und abgeben, ohne Dank und ohne Lohn, als müsste das nur so sein, und es muss auch so sein, das ist eine von den vielen Weisen, in denen die Demut sich kund gibt. Es hat aber jeder, der wahre Demut besitzt, seine besondere Weise.

XIV.

Das letzte Bibelbuch.

Die Offenbarung Johannis ist das letzte Buch in der Bibel, darum soll man es auch zuletzt lesen. Denn es ist geheimnisvoll, und wer nicht zuvor den Sinn der vorigen heiligen Schriften in etwa erfasst hat, der hat den Schlüssel nicht, der die heilige Kammer der Offenbarung aufschließt.

Dürfen Kinder die Offenbarung Johannis lesen? Vielleicht noch eher, als die Alten. Denn einmal ist keine Regel ohne Ausnahme, und sodann hat gerade in Beziehung auf die heiligen Schriften der Dichterspruch seine tiefe Wahrheit: Was nicht der Verstand des Verständigen sieht, das merket in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Dennoch möchte es selten sein, dass ein Kind besondere Vorliebe zur Offenbarung Johannis zeigt. Die Kinder pflegen am meisten das erste Buch Mose und die Evangelien zu lieben, das sind die Bücher vom Paradiese, vom verlornen und vom wieder eröffneten, und dem Paradiese stehn die Kinder am nächsten.

Aber wenn nun fromme Kinder dicht vor dem Eingange ins himmlische Paradies stehn, dann mag es wohl vorkommen, dass das letzte Bibelbuch, welches dieses himmlische Paradies ausmalt, eine große magnetische Anziehungskraft für sie hat. Bei dem zehnjährigen Töchterlein wenigstens, das schon sieben Monate lang vom Herbst an todeskrank darniederlag, verhielt es sich also.

In den letzten Wochen seiner Krankheit war es gar fröhlich. „Lieben Eltern,“ rief es, „ich danke dem Herrn inbrünstig für mein Leiden; denn ich glaube, ohne diese Krankheit wäre ich ein böses Kind geworden!“ Und zu dieser Zeit war es denn auch, dass es wieder und immer wieder bat: „Leset mir aus der Offenbarung vor, aus der köstlichen Offenbarung!“ Man hat dem sterbenden Kinde dann auch seine Bitte erfüllt, und o wie lag es so still und selig-lauschend auf seinem Siechbette und sog die heiligen Worte in sich, wie eine Blume die Sonnenstrahlen.

„Aber verstehst du denn auch, liebes Kind, was wir dir aus der Offenbarung Johannis vorlesen?“ fragte sie einmal ein teilnehmender Freund des Hauses, der oft an ihrem Bette saß. „Nein,“ antwortete das Kind, „ich verstehe es nicht; aber ich höre es darum so gern, weil es mir jedes mal ist, als hörte ich eine himmlische Musik!“ Dann nach einer Pause setzte es wie schalkhaft hinzu: „Mein Vater hört auch gern Musik und versteht doch die Noten nicht!“

Auch unverstandene Stellen der Schrift können doch für ein frommes, dem Ewigen zugewandtes Menschenherz von großem Segen sein. Man hört in ihnen die Glocken der Ewigkeit läuten, und ist dieses Glockenlied denn auch ein Lied ohne Worte, so heimelt es doch die Seele an, weil es aus der Heimat stammt und zur Heimat ruft.

XV.

Die Weihe der Freundschaft.

Mit guten Freunden Freundschaft zu pflegen, ist für jedermann Herzensbedürfnis, ob er im Glauben stehe oder im Unglauben. Aber anders sind geselliger Verkehr und freundschaftliche Unterhaltung bei denen, die den Herrn Jesum lieb haben, und anders bei denen, die auf das Christentum nicht gut zu sprechen sind. Wo gute Freunde versammelt sind in ihrem eigenen Namen, da ist immer eine eigentümliche Leerheit vorhanden, die weder durch eine Fülle höflicher und feiner Redensarten, noch durch Kartenspiel und Tanz und dass etwas ausgefüllt werden kann; aber wo gute Freunde im Namen Christi versammelt sind, da ist Er selber mitten unter ihnen, und das Gespräch behält auch unter allem „sich zwanglos gehen lassen“ etwas Liebliches und Gesalzenes.

Denn, wie Spitta singt, wir fangen immerdar auf's Neue die liebliche Erzählung an, wir reden von des Herrn Treue und dem, was er an uns getan. Das taten denn einst auch einige Freunde und Freundinnen, die, nachdem ein jeder den Tag über in seinem Dienst und Beruf gewirkt hatte, den Abend gemeinschaftlich vor dem Herrn verlebten. Sie besprachen mit einander, wie unser Herr auch in diesen Tagen kleiner Dinge so Großes tut zur Mahnung seines Reichs; der Eine erzählte von dem Ringen und Regen geistlicher Kräfte im fernen heiligen Lande; der Andere teilte erfreuliche Erfahrungen von der ewig jungen Kraft der alten Bibel aus nächster Nähe mit; ein Dritter sprach von der Sonntagsheiligung und wie doch wohl diejenigen Seelen, die immer Sabbath feiern, am Sabbath größerer Freiheit genossen, worauf ein Vierter meinte, dass doch auch die geheiligsten Seelen am Sabbath gut täten, alle Kopfarbeit, und sei es auch die frömmste, einzustellen und des Sprüchleins eingedenk zu sein: Du sollst von deinem Tun lassen ab, dass Gott sein Werk in dir hab'. Dazwischen wurden Gedichte neuerer christlicher Dichter vorgelesen und auch dieser und jener Vers zur Ehre des Herrn gemeinschaftlich gesungen. So war die Zeit über die Maßen schnell verronnen, und der Hausvater las etliche Sprüche aus Psalm 119 vor und lenkte die gemeinschaftliche Andacht auf den 52. Vers: „Herr, wenn ich gedenke, wie Du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet.“ Er gab zu bedenken, wie fern dem gewöhnlichen christlichen Denken der Trost aus Gottes Gerichten liege, vielleicht auch dieser Schriftgedanke überspannt und verzerrt werden könnte, wie er aber in der Tat ein reicher Trost sei, an solchen Gerichten, wie sie zum Exempel über Saul und Judas gingen, zu merken, dass Gott doch schließlich Sieger bleibt und jeden mit seiner Macht beugt, der vor seiner Gnade sich nicht hat beugen wollen, und wie der Psalm-Vers auch ein Licht werfe auf die Gesinnung, mit welcher die Seligen des Himmels einst auf die Hölle blicken werden; so schrecklich das göttliche Strafgericht der ewigen Verdammnis der Gottlosen sei, so werde doch für die innigst mit Gott Verbundenen alles Schreckliche der ewigen Pein verlornen Brüder sich in den ewigen Trost auflösen, dass Gottes Ehre auf ewig gerettet ist. Einer der Freunde aber bemerkte, dass der Trost aus den göttlichen Gerichten ihm vor allem darin bestände, dass dieselben für viele ein Anlass der Bekehrung würden, wie schon die bloße Androhung der Gerichte Ninive zur Buße in Sack und Asche gebracht habe. Aber ein Anderer sagte: Ich blicke, wenn

ich Psalm 119,52 lese, auf Golgatha; da ist an Jesu Christi mein Gericht vollzogen; die Strafe liegt auf ihn, aus dass ich Frieden habe; das ist mein allerbestester Trost!

Darauf haben sie denn noch alle ihre Knie gebeugt vor dem, der für sie ins Gericht gegangen ist, auf dass sie Frieden hätten, und haben Ihn zu guter Nacht in großem Frieden angebetet und sind heimgegangen mit dem Bekenntnis: Mit guten Freunden Freundschaft pflegen, bringt Gnade, Kraft und tausend Segen.

XVI.

In der Kinderstube.

Wenn es Leute gibt, denen nach einem bekannten Dichterwort „eng ist die unendliche Welt,“ so gibt es doch auch andre Leute, denen die große Welt viel zu weit ist; ich weiß aber nicht, ob davon auch ein Dichter gesungen hat. Ich weiß nur, dass diese zweite Art von Leuten, die nicht das Weite, sondern das Enge suchen, gerne von dem Markt der Welt sich zurückzieht in das engere Haus und zwar so tief nach Innen als möglich, bis in die Kinderstube.

Einer von dieser Art, da er müde von draußen kam, hörte schon an der Haustür so etwas wie Gesänge und Reigen im Hause und hatte bald heraus, dass in der Kinderstube irgend etwas Besonderes sich ereigne. Er ging leise auf das Zimmer seiner Kinder zu und öffnete die Tür und merkte nun, dass, trotzdem es mitten in der Woche war, bei den Kindern Sonntag war. Denn siehe, einige Stühle waren zur Kanzel eingerichtet, darauf stand der älteste Knabe und er schien gepredigt zu haben, aber die Predigt musste wohl schon aus sein, denn er sang, und die Kleinen, die vor ihm saßen auf Rutschen und eines auf der Erde, sangen mit dies und das und zuletzt: „Ich möchte gerne selig sein und weiß nicht, wie ich's mach'." Da hat denn auch der Vater seine Stimme erhoben und hat mit seinen Kleinen zusammen nachgesungen: „Mein Heiland, du bist mir zu gut ein Kindelein gewest und hast mich durch dein teures Blut von aller Schuld erlöst.“ Und dann hat er die Kinder geherzt und geküsst, und dann haben sie die Stühle wieder an ihren Ort gestellt und die Rutschen auch an ihren Ort, und der Vater hat sich mit ihnen ans Fenster gesetzt, und die goldenen Sterne sind am Himmel heraufgezogen und der silberne Mond, und an denen haben die Kinder ihre große Freude gehabt, und der Vater hat auch große Freude gehabt und ist ihm auch gewesen als ob Sonntag sei, obwohl es mitten in der Woche war. Und wer weiß, wie lange sie da noch gesessen hätten, wenn nicht die liebe Mutter gekommen wäre und hätte zum Abendessen gemahnt und zur Abendandacht und zur Abendruhe.

Da hat mir neulich ein kluger Mann gesagt, das sei nicht recht, Kinder dürften nicht Kirche spielen, zum Spielen sei Predigen und Singen zu heilig. Aber da hab ich mich erinnert, dass ein noch klügerer Mann gesagt hat, das Spielen sei den Kindern ein großer Ernst. Ach, lasset eure Kinder doch um Gottes willen immerhin Kirche spielen, und wehret ihnen nicht und rühret nicht daran, es ist tausendmal besser, als wenn sie Welt spielen! Ach was hätte man dann, wenn man aus „der Welt im Ernst“ heimkehrt zwischen seine eignen vier Wände und man fände hier „die Welt im Spiel?“ Es ist doch viel schöner, wenn man mitten im Wochenleben zu Hause Sonntag hat und wenn man aus der Welt kommend, bei seinen Kindern die Kirche findet.

So ein Kinderspiel mag ja wohl sehr fromm und ernst sein; manches Treiben der Großen dagegen, bei dem sie so ernste Mienen machen, mag wohl sehr unfromm und eigentlich ein Kinderspiel sein?

XVII.

Dich predigen die Steine.

Dass die Menschen unserer Zeit wenig zu Hause und viel auf Reisen sind, darüber kann sich Einer, der das Nachdenken liebt, allerlei Gedanken machen, leichtmütige oder schwermütige; das bleibt doch stehn, dass auch die Kinder Gottes dem lieben Herrgott herzlich dankbar sein müssen dafür, dass sie im Zeitalter der Dampfschiffe und der Eisenbahnen leben. Ein erleuchteter, nun schon vollendeter Christ unserer Tage nannte einmal die Eisenbahnen die Sparkasse der armen Heiligen. Es ist doch auch gut, dass fromme Leute sich die Welt oder wenigstens ein Stücklein von der Welt besehn, sonst kommen sie leicht auf die Meinung, ihre aparte Weise, christlich zu fühlen, zu denken und zu handeln, sei die einzig mögliche Weise, dem Heiland zu dienen; es ist doch sehr heilsam, wenn sie mit ihren eignen zwei Augen sehn, dass hinter den Bergen auch noch Leute wohnen, die das teure Evangelium lieb haben.

Freilich reist ja einer, dem Erbarmung widerfahren ist, anders durch die Lande, als die Menschenkinder, die dem Herrn aus der Schule gelaufen sind. Er erklimmt nicht nur die blauen Berge, er sucht auch das Kirchlein im Tal auf und faltet drinnen seine Hände; er läuft nicht nur in die Museen und in die Tiergärten, sondern er sucht auch einzutreten in die Kreise der Stillen im Lande; er liest unterwegs nicht nur die neusten Zeitungen, sondern auch die alte Bibel; er lässt es sich an der Table d'hôte nicht bloß wohlschmecken, sondern er schämt sich an derselben auch des Tischgebets nicht einer von denen nun, die sich nach diesen Reiserregeln richten, hatte auf seiner Reise durch ein niederdeutsches weidenreiches Land schon mancherlei Freude gehabt an der Begegnung mit allerlei Leuten, die den zum Hirten hatten, der uns auf der grünen Aue weidet. Da kam er einst auch in ein Städtlein, das zwei große alte Kirchen hatte, deren Türme schon von Weitem seine Aufmerksamkeit an sich gezogen hatten. Er besah sich die eine Kirche, sie war stattlich und würdig, aber als er seinen Führer fragte, was in dieser Kirche gepredigt würde, erhielt er zur Antwort: dass Christus ein sehr frommer Mann gewesen sei. Er besah sich die andere Kirche, sie war auch stattlich und würdig; aber als er fragte, was in dieser gepredigt würde, erhielt er dieselbe Antwort: dass Christus ein frommer Lehrer, nichts minder und nichts mehr gewesen sei. Da wanderte er denn aus der zweiten Kirche des Weges zurück bis auf die Mitte des großen Marktes, der beide Kirchen scheidet, und wie er so traurig drein blickte, da bat ihn der Führer, nach unten zu schauen auf die Steine zu seinen Füßen. Da ward er fröhlich, denn er las mitten auf dem Markt in steinerner Schrift von alten Zeiten her das Wort: „Menschenkind wandle in den Wegen des Herrn!“ Da wanderte er weiter, gestärkt durch die Predigt, die ihm das Straßenpflaster gehalten hatte in einer Stadt, in deren Kirchen Gottes Wort verhallt war.

Als er dann wieder daheim war, war ihm unter all' seinen Reiseerinnerungen eine der liebsten die Erinnerung an das Städtlein, wo die Steine den Herrn predigen.

XVIII.

Drei Himmel.

Wo wohnt der liebe Gott? Diese Frage hatte der Knabe oft getan, und die Antwort, die der Vater ihm gegeben: „im Himmel“ hatte ihm immer genügt. „In welchem Himmel, in welchem Himmel?“ so fragte er eines Morgens dringender, als er vernommen, dass man den Palast des himmlischen Königs hoch über Wolken und Sternen suchen müsse. Da sagte der Vater: „Mein Kind, der Wolkenhimmel ist der erste Himmel, der Sternenhimmel ist der zweite Himmel, und darüber ist der dritte Himmel, und im dritten Himmel wohnt und thront der liebe Gott.“

Am Tage machten Vater und Mutter eine Besuchsreise zu Freunden in einer benachbarten Stadt, und der Knabe wurde mitgenommen. Das Wetter war rau, Sturm und Regen wechselten mit einander ab. Man hatte sich in der Stadt ein wenig umsehen wollen, denn es war daselbst mancherlei zu sehen; allein Sturm und Regen nötigten im Zimmer zu bleiben. Der Knabe eilte oft ans Fenster und sah nach dem Himmel, ob derselbe sich nicht erheitern wolle, allein er blieb trübe. Vater und Mutter und die guten Freunde, in deren Hause sie waren, redeten mit einander von allerlei Erfahrungen, Aussichten, Wünschen und Meinungen; aber dies Geplauder ging an dem Ohr des Knaben vorüber wie eintöniges Wellenrauschen, nur einmal wandte er sich und merkte scharf auf, als er den Vater sagen hörte: „der Himmel hängt voll Wolken schwer, ich seh’ das blaue Zelt nicht mehr“ und die Mutter mit sanfter Stimme fortfahren hörte: „doch über Wolken hell und klar nehm ich ein freundlich Auge wahr.“

Es war Abend geworden, und um den Abend war es licht. Sturm und Regen waren verschwunden, und die Eltern wanderten mit dem Knaben im wundervollen Sternenschein nach herzlichem Abschied von den guten Freunden zum Bahnhof. Sie gingen rasch und schweigend dahin. Der Himmel glitzerte über ihnen, und einmal war es, als ob ein’s der goldenen Sternlein vom Himmel fiel und in das Wasser rechts von der Straße sich versenkte. Der Knabe sah’s und sagte endlich, indem er des Vaters Hand drückte: „dies ist doch ein herrlicher Tag!“ „Warum denn, mein Kind?“ fragte der Vater – „Ei, ich habe heute zwei Himmel gesehn, am Tage den ersten Himmel und nun den zweiten Himmel, doch den dritten Himmel kann man hier nicht sehn.“ – Sie gingen, in Gedanken versunken, weiter. „Lieber Vater,“ sagte der Knabe, als der Bahnhof beinahe erreicht war, „den dritten Himmel kann man doch auch schon auf Erden sehn!“ „Wie meinst Du das?“ forschte der Vater. „O ich meine nur,“ sagte der Knabe, „man sieht den dritten Himmel, wenn man stirbt, wie Stephanus!“

Der Dampfwagen nahm die Familie auf, und sie fuhren heim durch die sternenhelle Nacht. Den Knaben aber übermannte der Schlaf, so fuhr er träumend heim. Wovon er wohl geträumt haben mag?

XIX.

Holles Genüge.

Jrgendwo im Lande liegt ein einsames Schloss, verborgen unter Linden; dabei ist ein schöner, großer Garten mit laubigen Gängen und duftenden Blumenbeeten; und Schloss und Garten sind eingeschlossen und abgeschlossen durch breite Bäche und Kanäle, von deren jenseitigen Ufern blökende Rinder und wiehernde Rosse, auf weiten grünen Wiesenflächen weidend, je zuweilen herüberschauen auf Garten und Schloss, wo alles so still ist, als ob das Leben dort gar erstorben sei.

Aber das Leben ist dort mitnichten erstorben. Zwar die alte Herrin des Schlosses ist tot, und ihre Kinder sind weit fort in ein anderes Land gezogen, und sie haben niemand in dem Schloss zurück gelassen, als den alten treuen Gärtnersmann mit seinem wohlbetagten kinderlosen Mütterchen. Der Gärtner soll das Haus hüten, zu dessen Verkauf die Familie sich nicht entschließen konnte, und soll des Gartens warten, mit dem er zusammen gewachsen ist seit langen, langen Jahren. Das tut er denn auch und arbeitet den Sommer über, ungesehen von Menschen, treu und fleißig im Schweiß seines Angesichts und im Aufblick zu dem, den Maria Magdalena einst auch für einen Gärtner hielt und der wahrhaftig auch ein Gärtner ist, und Jesus Christus heißt. Aber im Winter und auch im Sommer an den Feiertagen und Feierabenden da arbeitet er nicht, da feiert er samt seinem Weibe mit großer Lust an Gottes Worte und sinnend über dem süßen Evangelio und die Knie beugend vor dem dreimal einen Gott. Hin und wieder kehrt auch ein Menschenkind bei den beiden Alten ein, das auch die Sprache Kanaans redet und das Herz eines Israeliten hat; da gibt es denn zusammen viel Reden von dem Einen, was Not ist. Sonntags aber, wenn Kraft und Wetter es irgend gestatten, wandern die lieben Gärtnersleute nach der Stadt und erquicken sich an den schönen Gottesdiensten im Hause des Herrn und an der Gemeinschaft der Heiligen in den Häusern der Kinder des Herrn. Da bringen sie denn immer viel mit heim in ihr altes, einsames Schloss, allerlei nahrhafte Brosamen von dem Tische Gottes.

So ist das Leben des alten Schlossbewohners und seiner Gattin. Die Welt rechnet's nicht als Leben; stilles, mit Jesu Christo in Gott geborgenes Leben hat für die Welt weder Schimmer noch Schein. Aber auch viele, die keine Weltleute sein wollen, verlangen mehr von dem Leben, als was den Leutlein im Schloss gegeben ist. Die Leutlein selber verlangen für ihre Pilgerzeit nicht mehr. Sie freuen sich auf das prächtige Erbe der Heiligen im Licht auf das goldene Schloss dort droben mit dem schönen Park voller Bäume des Lebens, aber sie lassen sich hienieden vollständig an Gottes Gnade genügen.

Man fragt so oft, ob denn das wahre Christentum alle Tage dasselbe sei, nämlich dieselbe Balance zwischen Sündengefühl und Gnadenbewusstsein, oder ob es einen Fortschritt und ein auf Erden erreichbares höchstes Maß evangelischer Frömmigkeit gebe. Gewiss gibt es ein solches höchstes Maß, „den großen Gewinn“ nennt es die Schrift – genügsame Gottseligkeit.

XX.

Was aus einem werden kann.

Sie war katholisch gewesen, und war evangelisch geworden. Denn alle Messen und Wallfahrten, alles Almosengeben und Ave-Maria-Beten hatte ihr nicht den Frieden gegeben, nach welchem ihre Seele dürstete, wie der Hirsch nach frischem Wasser. Das Evangelium hatte ihr den Frieden gezeigt, in der evangelischen Kirche hatte sie den Frieden gefunden. Evangelisch sein und voll Friedens sein, war für sie ein und dasselbe Ding; sie war evangelisch geworden.

Sie war jung gewesen, und sie war alt geworden. Gar herrlich hatte sie in der Jugendschöne geprangt, sie war gefeiert und bewundert worden; ein vornehmer Herr hatte sie zu seiner Gattin erkoren. Aber die Jugend geht mit jedem Tage rascher zu Grabe; und die Jahre, die uns nicht gefallen, kommen eher, als wir's meinen. Die Kinder wuchsen heran, der Gatte starb, ihre Haare bleichten, ihre Gestalt verfiel, sie war alt geworden.

Sie war reich gewesen, und sie war arm geworden. Allerlei unvorhergesehene Fügungen hatten die Güter des Gatten in andre Hände gebracht. Die katholische Verwandtschaft hatte von ihrem irdischen Überfluss für die Abtrünnige nichts übrig; und sie verstand das Betteln auch nicht. Sie arbeitete lieber. Aber sie erarbeitete nicht viel. Sie war arm geworden.

Sie war dankbar gewesen, und sie war immer dankbarer geworden. Es war ihr immer eine süße Lust gewesen, dem Herrn zu danken in guten Tagen; sie hatte damals auch immer gemeint, wenn man dem Herrn nicht dankte in guten Tagen, dann könnte man sie nicht ertragen und sie schadeten einem. Aber nun in bösen Tagen dankte sie noch viel brünstiger. Wie denn? War sie etwa so erhaben über des irdischen Lebens Leid und Lust, dass sie nichts zu klagen hatte? Nein, so eine Säulenheilige war sie von ferne nicht und wollte es auch nimmermehr sein. Sie hatte es sich nur zur Regel gemacht, jedes Gebet, möchte sie nun viel oder wenig oder nichts zu klagen haben, immer mit Danken anzufangen, und so oft sie denn mit Danken anfang, konnte sie schlechterdings nie des Dankens ein Ende finden, so viele Gnade drängte sich vor ihre Blicke, und da hat sie denn auch in den trübsten Tagen für das Klagen in ihren Gebeten nie Zeit behalten, und es ist immer beim Danken geblieben. So wurde sie immer dankbarer.

Sie war eine Pilgerin gewesen, und sie ist nun längst in die Ruhe der Heimat eingegangen. Schon während ihres Pilgerlaufes war ihr sehnliches Herz oft nicht mehr hier, sondern schwang sich weit über Berg und Tal und Feld zur hochgebauten Stadt. Jetzt ist sie nicht bloß mit dem Herzen, jetzt ist sie ganz da, wo jedes Gebet ein Dankgebet, jedes Lied ein Lobepsalm, ja jedes Wort ein Jubelhymus ist.

XXI.

Eine alte Geschichte vom fröhlichen Christentum.

Es ist schon lange, lange her und in jener Zeit geschehen, von welcher der nun auch schon längst heimgegangene Sänger von Psalter und Harfe in seinem ersten Liederverse singt: Jüngst war's öde, niemals öder auf dem Weg nach Kanaan; kaum zog hier und da ein blöder Wandrer schüchtern seine Bahn. Da ist auch einmal ein frischer, fröhlicher Jüngling, der seinen Heiland über alles liebte, durch das deutsche Vaterland gewandert, um Menschen zu suchen und zu sehen, die auch den lieben Heiland lieb haben, gleichwie andere durch die Welt reisen, um große Städte und schöne Gegenden zu sehn. Hat er auch nicht viele gefunden, die es mit dem Jesus von Nazareth hielten, so hat er doch aller Orten ihrer etliche gefunden in allen Ständen und hat sich immer von dem Einen an den Andern weisen lassen und herzliche Freude und Erquickung gefunden in der Gemeinschaft der Siebentausend, die ihre Knie nicht beugten vor den Götzen der Zeit, sondern allein vor dem lebendigen Gott, nach dem Worte: Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen.

Dieweil er nun aber gerne eins nach dem andern von den Kindern Gottes kennen lernen wollte, so hat er sich bei keinem von ihnen sehr lange aufgehalten, sondern hat immer bald, wie Reisende pflegen, seinen Abschied gemacht und ist weiter geeilt. Aber bei Einem ist er viel länger, als bei den Übrigen geblieben, und zwar bei demjenigen, bei dem er gerade den aller kürzesten Aufenthalt nehmen zu müssen geglaubt hatte, nämlich bei Einem, der ein sehr berühmtes Kind Gottes und ein Vater in Christo für viele war. Denn berühmte Gotteskinder pflegen ja leider das mit berühmten Weltkindern gemein zu haben, dass, weil sie von so vielen Leuten besucht und angelaufen werden, sie für den Einzelnen erschrecklich wenig Zeit übrig haben. Und da will man denn auch nicht gern stören und ist froh, wenn man so einem berühmten Gläubigen auch nur einmal in sein Auge sieht, und einen Gruß seiner Lippen hört, den näheren Umgang aber verspart man sich für den Himmel, wo auch die berühmten Leute Zeit haben, denn die Ewigkeit ist lang. So ungefähr meinte es auch unser reisende Jüngling, als er in die Stadt einzog, wo das teure Rüstzeug Gottes wohnte, an das er von vielen empfohlen. Aber es kam gar anders, als er gedacht hatte.

Denn nicht nur nahm ihn der Greis sehr freundlich auf, gleichwie das auch bisher die Freunde des Reiches Gottes getan hatten, sondern nachdem er einmal mit dem Jüngling gesprochen, nicht kurz und abgebrochen, sondern über eine Stunde lang, nötigte er ihn, ja recht lange bei ihm zu bleiben, so lange als es ihm gefiele. Der Jüngling blieb einen Tag nach dem andern und stillte in den gottseligen Gesprächen, die er mit dem Greise führte, den Durst seiner Seele in vollen Zügen; wollte er dann von dannen ziehn, nötigte ihn der freundliche Wirt wieder und immer wieder noch einige Tage zu bleiben und redete weiter mit ihm in erquicklicher Wechselrede von dem Einen, was Not ist; endlich aber meinte der Jüngling, trotz aller sich fortsetzenden Nötigungen doch nun einmal seinen Stab weiter setzen zu müssen und verabschiedete sich unter heißem Dank.

Beim Abschied aber fragte der Jüngling: „O Vater, wie kommt es doch nur, dass Du mich so lange beherbergt hast, da Du doch weniger Zeit hast, als andere und von so gar

vielen Besuchern bedrängt wirst?“ Da antwortete der Greis lächelnd und reichte dem jungen Mann noch einmal die Hand: „O Jüngling, es kommen wohl viele Christen zu mir, und ich brauche nicht wie Du, das Land zu durchziehen, um Kinder Gottes zu finden; aber die bis jetzt zu mir gekommen sind, sie waren immer traurig und ließen den Kopf hängen, wie ein Schilf; in Dir habe ich endlich einmal einen fröhlichen Christen gefunden, darum mochte ich Dich nicht loslassen. Nun segne Dich Gott und geleite Dich weiter und bewahre Dir die jugendliche Freude im heiligen Geist!“

XXII.

Das letzte Wort des Kindes.

Es gibt nicht nur Herbstesstürme, es gibt in manchen Jahren auch brausende Frühlingsstürme. Da werden viele junge Blüten entblättert und verweht. Da legt sich auf die Flur mitten im Maienglanze eine Leichendecke von jungen Blumen und Blättern.

Auch durch den Frühling des Menschenlebens braust es oft gewaltig einher. Der Tod mit seinem eisigen Hauche weht die Kinder oft scharenweise aus dem Leben hinweg. O dies Kindersterben, ist es nicht eines der dunkelsten Rätsel hienieden? Da wird denn immer wieder auf's Neue erfüllt, was gesagt ist von dem Propheten Jeremias, der da spricht: Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens; Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen; denn es war aus mit ihnen.

Doch nicht alle Eltern gleichen der Rahel bei gleichem Verlust. Die da glauben an den Sohn Gottes, der Welt Heiland, und Ihm ihre Kinder übergeben haben, sie lassen sich auch trösten, denn sie wissen: Es ist nicht aus mit den Kindern wenn sie sterben als des Herrn Kinder, sondern so flüchtige Erdengäste sie auch waren, so sind sie doch eben aus Gottes Hand in Gottes Hand gekommen.

Und das sterbende Kind das ich meine, ein lieber vierjähriger Knabe, war des Herrn Kind. Das böse Fieber, das schon manchen seiner zarten Altersgenossen in der Stadt fortgerafft hatte, hatte auch ihn ergriffen; da lag er denn in heißer Glut auf seinem Bettlein, um welches der Vater und die Mutter knieten; seine Sinne schwanden, und er redete sein letztes Wort. Dieses letzte Wort aber war sein Kindesgebet, das ihm die Mutter früh gelehrt, und das er alle Abend gebetet hatte, der alte Starksche Vers: „Ich lege mich in Jesu Wunden, wenn ich mich leg' zu meiner Ruh'; ich bleib' im Schlaf mit ihm verbunden; Er drücket mir die Augen zu . . .“ – Weiter betete der Knabe nicht, Gottes Engel ließen's nicht mehr zu, sondern nahmen seine Seele und trugen sie heim in den schönen himmlischen Garten, wo fromme Kinder als die Erlösten des Herrn sind wie die Träumenden, und ihre Zunge ist voll Rühmens und ihr Mund voll Lachens.

Vater und Mutter aber weinten zwar, als des Kindes Seele heimwärts zog, denn Scheiden tut immer weh. Ja, das Scheiden lieber, frommer Kinder tut weh. Aber sie falteten auch unter Tränen ihre Hände und sprachen: „Wer so stirbt, der stirbt wohl.“ Und der Vater behielt und bewegte in seinem Herzen immerfort seines Kindes letztes Wort, das Wort: „Er drücket mir die Augen zu,“ und war ihm das Wort wie eine lange, schöne, große Predigt, die da tröstet und mahnt.

Einst nahm er ein Blatt und schrieb im trostvollen Gedächtnis seines heimgegangenen Kindes folgende Zeilen auf dasselbe:

„Er drücket mir die Augen zu“
Das letzte Wort, das ich gehört
Von dir, mein Kind, vor deiner Ruh,
Die nun im Himmel dir beschert.

Ich weiß auch keinen bessern Freund
In Not und Tod, in Angst und Schmerz
Als den, den du, mein Kind gemeint,
Da Todesnot dir drang an's Herz!

XXIII.

Der Sonntag des Einsamen.

Er hatte alle begraben, die ihm lieb und teuer waren auf dieser armen Erde. Vater und Mutter nicht nur, sondern auch sein Weib und seine Kinder bis auf eines waren längst den Weg alles Fleisches gegangen. Nur eine Tochter war ihm geblieben, und diese war, nachdem sie selbst ihren Gatten und ihre jungen Söhne begraben hatte, die Stütze seines Alters. Sie pflegte den Vater fromm und treu Jahr für Jahr; aber endlich klopfte die schonungslose Hand des Todes auch an ihre Tür; der alte Vater hat auch sie noch begraben.

Nun stand er ganz allein, wohl ohne Murren, aber nicht ohne Tränen und Sehnen. Er nährte sich trotz seines hohen Alters von seiner Hände Arbeit; aber er war bei der Arbeit immer still und voll ernster Gedanken.

Doch wenn der liebe Sonntag kam, dann kam ihm immer auch die Freude. Sein ganzes Wesen erheiterte sich am Tage des Herrn, vornehmlich an dem Orte, da des Herrn Ehre wohnt; da stimmte er, denn singen konnte er noch wie ein Jüngling, mit lauter Stimme in den Gesang der feiernden Gemeinde ein. Vielen in der Gemeinde fiel diese freudige Sonntagsstimmung des Greises auf, und ein alter Freund sagte ihm einmal nach dem Gottesdienst: „Ich freue mich, Dich heute in Deiner Trübsal so gekräftigt und getröstet zu finden.“

Da lächelte der wundersame Alte und sprach: „Ja, ohne den lieben Sonntag möchte mich wohl meine Trübsal überwunden haben. Meine Nachbarn sagten mir, du wirst deine gute Tochter am meisten des Sonntags vermissen – aber siehe, gerade am Sonntage ist es mir immer, als wenn ich der lieben Heimgegangenen begegnete und mit ihr vereinigt wäre. Ich glaube ihre Stimme zu vernehmen, indem sie neben mir zu sitzen scheint und ihr Gebet mit dem meinigen vereint. Ich weiß, wir sind dann beide in gleicher Weise beschäftigt, nur an verschiedenen Orten – sie lobsingt Gott schon im Himmel und ich preise Ihn noch hier auf Erden. Ich weiß wohl, dies sollte auch meinerseits alle Tage geschehen, aber am Sonntag kann ich dies doch besonders; kann vornehmlich auch über die großen Verheißungen und Liebestaten meines teuren Heilandes nachdenken und sie mir aneignen, so dass ich dann alles Kreuz und Leid vergesse.“

Sie haben ihn denn hinterher auch bald auf den Kirchhof getragen und doch nicht ihn, sondern nur seinen Leib, der ruhet da in Hoffnung der großen Auferstehung. Seine Seele aber feiert mit den Seelen seiner Heimgegangenen ewigen Sonntag in einer Welt, wo kein Tod mehr die Bande der Liebe zerschneidet.

Welch' ein Tag ist das, der Sonntag! Welch' eine Freude wird das sein, wenn wir einst ewig Sonntag feiern dürfen!

XXIV.

Aus dem Tagebuche einer jungen Frau.

Ein schöner, heller Tag liegt hinter uns. Wir waren Morgens dem gewöhnlichen Alltagstreiben entronnen und waren fröhlich hinaus gedampft in die weite, grüne, wasserdurchflossene Ebene. Wie erfrischend war doch der Blick auf die sonnigen Auen mit ihren weidenden Rindern, wie anziehend die klappernden Mühlen all überall; mit wie gerührtem Dank grüßten wir im Vorbeifliegen auch dich, du trautes Landhaus, das fromme Freundschaft uns für fünf unvergessliche Sommerwochen zur Herberge geliehen! In der großen, häuser- und schiffreichen Stadt, in welcher wir abstiegen, gab es viel Interessantes und Sehenswertes; aber wir eilten rasch hindurch zum Dampfschiff. Und ach, wie war sie so prächtig, die Dampfschiffahrt auf dem großen, weiten Gewässer, das Jahrhunderte hindurch Wohlstand und Reichtum für Stadt und Land vermittelte. Der Oktobersonnenschein glitzerte auf den Wogen und auf den in immer weitere Ferne rückenden Türmen und Toren, Schiffen und Häusern der altertümlichen Handelsstadt. Ein Kranz von Dörfern an der andern Seite und sonst weiter nichts als Sonnenschein, helle Luft und das ebenmäßige Stoßen der Dampfmaschine. Bald hatten wir unser Ziel erreicht, das kleine Fleckchen Erde, auf dem ein Großer dieser Welt einmal seine Größe abstreifte und Handarbeit tat im Schweiß seines Angesichts. Aber wir hatten seine Hütte schon früher gesehn, diesmal blieben wir in einem Gasthaus am Landungsplatz, nahmen ein einfaches Mahl ein, wanderten ein wenig durch das Städtlein und genossen den Sonnenuntergang. Bald saßen wir, zur Rückkehr gerüstet, auf dem Verdeck des Dampfers. Um uns das Getreibe von Gehenden und Kommenden, daneben das Hereinbrechen der Dunkelheit, in welche die kleinen, schmucken Häuschen und die vielen Mühlen eins um's andere versanken. Wie freundlich hast Du uns heute geleitet, Herr, mein Gott, mein lieber Gott! so klang es durch meine Seele; wie erquickend war dieser Tag der Ausspannung und der Einnahme so vieler neuer Eindrücke! Wie viel Liebes und Leibes bescherst Du doch Deinen Kindern; ach dass ich Dir mehr danken möchte, immer danken, auch in der Last des Lebens, auch in der Not des Sterbens danken möchte! In diese Klänge, die tief innen meine Seele durchzogen, ertönte die Glocke hinein, die das Zeichen zur Abfahrt gab. – Da treten noch einige Männer auf's Schiff, die eine große, bedeckte Kiste tragen, still, fast feierlich. Sie setzen die Kiste ganz in meiner Nähe nieder. Mit einem Gefühl banger Ahnung hafteten meine Augen auf der Kiste, und die Ahnung trog mich nicht: die Kiste umschloss eine Leiche. Wohl war es nur ein armer Arbeiter, den man da hineingelegt hatte, nachdem man ihn aus dem Wasser gezogen, in dem man ihn schon lange gesucht hatte; doch er hatte daheim Weib und Kind, die ihm anhängen in zärtlicher Liebe, ihm, ihren Ernährer, Versorger und Beschützer. Gesund und frisch mit der Hoffnung auf guten Erwerb war er ausgezogen, die Kinder schliefen noch fest in ihrem Bettchen, das fleißige Weib war aber schon wacker an der Hausarbeit, und keines von ihnen meinte, dass der Gatte, der Vater den allerletzten Abschied nehme. Der Abend kam, aber umsonst wartete die kleine Familie auf die Heimkehr des Hauptes, bange Sorgentage folgten, endlich kommt die Nachricht von dem herrenlos gefundenen Boote. Welcher Jammer und doch, – immer noch hat das arme Weib die Hoffnung nicht aufgegeben. Nun aber dieses Schiff, auf dem ich fahre, ich eine glückliche Gattin und Mutter, bringt ihr die Leiche! Welch' ein

Wiederseh'n muss das sein! Ob die Arme wohl den Kompass hat, der hindurchführt durch all das Wirrsal des bitter'n Schmerzes? – Die Nacht war hereingebrochen, kühl und immer kühler zog der Wind über das Schiff, die dunkle Flut rauschte melancholisch, ringsum blinkten die Lichter und Lichtlein der Dörfer und der Stadt; aus der Kajüte drang freundlicher Lampenschein und fröhliches Geplauder der Lebendigen. Über mir glänzten im klaren Lichte die Sterne meines Gottes – und so fuhr ich dahin neben einem Sarge. Wie liegt doch Freud' und Leid so dicht neben einander aus dieser wunderbaren Welt und wie regiert der große Gott so verschieden die Geschicke seiner Kinder! In seiner Hand liegt alles, Licht, Leben, Liebe, Last, Leid und Tod – ich nehm' es, wie Er's gibet; was Ihm von mir beliebt, dasselbe hab' auch ich erkiest! – Da ertönt die Glocke, wir landen, suchen Mäntel und Tücher, und am Arme meines Gatten eile ich der Eisenbahn zu, die uns wieder nach Hause fuhr ins arbeitsvolle Leben. Dank Dir, lieber Vater im Himmel, für den schönen hellen Tag mit seiner ersten Abendstunde. Bleibe Du bei mir, mein Gott und Heiland, bis in die Neige meiner Tage, bis es Abend wird und Du mich ganz, nach Hause führst in das ewige Leben der seligen Ruh.

XXV.

Bethanien.

Das schönste Zimmer im Hause wurde aufgeräumt. Denn die Frau des Hauses sollte daselbst ihren Einzug halten. Nicht die blühende, junge Frau, die eben ihren Auszug aus dem Vaterhause gehalten. Ach nein, der Einzug war schon vor vierzig Jahren und länger geschehn. Jetzt zog sie ein als eine alte, müde, kranke Frau, der das Siechtum nicht mehr erlaubte, außer dem Bette zu sein. Der Gatte sah nicht ein, warum das Bette der Kranken einen Monat nach dem andern oben in dem engen Schlafstübchen stehen sollte; er ließ der geliebten Kranken lieber ihr Bette im geräumigsten und schönsten Zimmer des Hauses machen. Enge Schlafstuben und weite Staatszimmer, ist das nicht auch die umgekehrte Welt? Dem schwächsten Gliede gebührt die meiste Ehre, dem kränksten Familiengliede das schönste Zimmer.

Der feierliche Einzug war geschehn. Es hatte auch nicht an Blumen gefehlt. Wie ein kleines Gärtlein war es bei ihrem Bette; der Gatte und gute Freunde hatten ihr allerlei Asten und andere Herbstblumen um ihr Lager gestellt. Aber die schönste Herbstblume war sie selbst; denn schöner als alle Blumen, die man im Spätjahr noch in den Gärten pflückt, ist eine fromme Menschenseele, die noch des Lebens Last und Hitze das letzte Siechtum geduldig trägt und auch unter Schmerzen die Güte Gottes preist.

Sie aber pries die Güte Gottes auch nach ihren schlaflosen Nächten. Wenn so eine lange, bange Nacht vorüber war, dann wusste sie zwar nicht, was sie sagen sollte – „guten Tag, lieber Morgen!“ oder „guten Morgen, lieber Tag!“ Aber sie wusste am Morgen und am Tage selbst viel, immer viel zu sagen dem Gatten und den besuchenden Freunden von dem Erbarmen des milden Heilandes, der die Seinen an der Hand führt, solange sie gehen können, der die Seinen auf seinen Armen trägt, wenn sie müde und matt sind. Und wenn sie so in sabbathlichen Feierstunden in dem Staatszimmer zusammen saßen, die liebe Kranke auf ihrem Bette fromm die Hände faltend, der greise Gatte neben ihr auf dem Sorgenstuhl das Haupt gebeugt, und der Pfarrer las ein Wort oder zweie aus dem Buch der Bücher vor und betete darüber – ja, hier will ich die Geschichte abbrechen und nur dies Eine noch sagen, es gibt auf dieser armen Erde noch manches, manches liebe Bethanien, noch manchen Lazarus, noch manche Martha, noch manche Maria, auch noch manche Martha-Maria.

Und wo du, Menschenkind, ein Bethanien antriffst, sei es in der Heimat, sei es in der Fremde, da sollst du dich bei deinem Gott bedanken und an das bethanische Wort von dem Einen, was Not ist, denken. Eins ist Not! Nur Eins! Nur Eins!